

Jeremias Gotthelfs Sprache

Autor(en): **Hodler, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **24 (1968)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420950>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

forderung aber haben wir es zweifellos auch bei uns in sprachlichen und kulturellen Belangen zu tun. Wollen wir diese neue Flutwelle fremder Formen tatenlos über uns hinspülen lassen?

Es läßt sich sicher zeigen, daß die andern, aus deren mächtigem Land das Neue stammt, nicht unbedingt böse Eroberer in friedlichem Gewand sind, wie man es in Frankreich wahrhaben will, daß aber sicher wir die Dummen sind, wenn wir all das Neue kritiklos nachäffen und übernehmen, wie die Völker Asiens, Südamerikas und Afrikas einst eine angestammte und zum Teil höhere Kultur glaubten gegen westliche Lebensformen vertauschen zu müssen. In Frankreich wird heute auf diese Gefährdung hingewiesen. Eines Tages, wenn wir unser Bestreben vernünftig aber unermüdlich fortsetzen, wird vielleicht auch bei uns eine breitere Öffentlichkeit diese Bedrohung erkennen, denn was für das Französische recht ist, ist sicher für das Deutsche billig.

Jeremias Gotthelfs Sprache

Von Dr. W. Hodler, Bern

Dem Mundartforscher stellt sich das Problem, für welche der bernischen Mundarten gotthelfische Belege Zeugniswert beanspruchen können. Heinrich Baumgartner geht in seiner Studie „Stadtmundart und Landmundart“ von der Annahme aus, daß Gotthelf die Mundart von Lützelflüh schreibe, wenn er Bauern reden lasse. Das mag auch sehr oft der Fall sein, doch weniger in „Annebäbi Jowäger“. Da dürfte E. Fankhauser in seiner Darstellung der „Berndeutschen Flexion nach Jeremias Gotthelf“ das Richtige treffen mit seiner Annahme, daß Gotthelf die Mundart von Utzenstorf schreibe, da wo er Landmundart gebrauche.

Gotthelfs Mundartgebrauch datiert ja aus seinen Knaben- und Jünglingsjahren her, die er in Utzenstorf, nahe der Grenze der Kantone Bern und Solothurn, verlebte. Das ist die Zeit seiner ersten, frischesten Sprachaufnahme und seiner unmittelbarsten Berührung mit dem Bauernvolk. Dennoch war die Bauernsprache für Gotthelf zunächst eine Fremdsprache. Im Pfarrhaus zu Utzenstorf sprach man sicher nicht die Mundart der Dorfbewoh-

ner, sondern eine den gebildeten Kreisen eigene allgemeine bernische Stadtmundart, eine durch kanzleisprachliche Einflüsse entstellte Halbmundart. Dieses Stadtbernsche muß Gotthelfs „Muttersprache“ gewesen sein. Es war — mit geringen Varianten — auch die Sprache der Gebildeten der bernischen Landstädte wie Burgdorf, Thun usw. und wohl auch des Städtchens Büren, dem Gotthelfs Mutter entstammte. (Vgl. dazu: F. Balsiger, Boners Sprache und die bernische Mundart. Heidelberg 1904.) Diese von der Sprache der Landbewohner sich bewußt distanzierende „Standessprache“ war die des Pfarrhauses zu Utzenstorf, und der junge Bitzios mußte sie nicht erst erlernen, als er 1812 nach Bern ins Gymnasium und später an die „Hochschule“ kam. Was er eher, allerdings schon in frühen Kinderjahren, hinzulernen mußte, war die bodenständige Sprache seiner bäuerlichen Kameraden und der Bewohner seines Dorfes. Es ist nicht zu verkennen, daß die Naivität und Urwüchsigkeit dieser Sprache einen großen Reiz für ihn hatte; er steht ihr belustigt, aber auch bewundernd gegenüber und hat sich gerade deswegen all der charakteristischen und träfen Wendungen, des reichen Formelschatzes, der schlau verhüllenden, diplomatisch ausweichenden und wiederum ungeschminkt groben Redeweise eifrig bemächtigt, aber als einer, dem diese Sprache nicht die selbstverständliche Lebensatmosphäre ist, sondern etwas Fremdartiges. Natürlich lernte er sie mit der Zeit beherrschen durch den Umgang mit ländlichen Kameraden, mit der Bevölkerung des Dorfes und ländlichen Dienstboten. Aber seine „Muttersprache“ war es doch nicht. Sein ausgesprochenes Sensorium für das Charakteristische, Naive, Primitiv-Menschliche ist es gerade, was ihn nötigt, dieses sprachliche Erlebnis immer wieder mitzuteilen. Diesen Trieb hat nur der, welcher der Sprache schon objektiv gegenübersteht.

Erst im Alter von 34 Jahren kam Gotthelf in Lützelflüh mit dem Oberemmentalischen in Berührung. Daß dieses Sprachenerlebnis Gotthelfs Begriff von der Volkssprache noch stark modifiziert habe, glauben wir nicht. Wenn er Bauernsprache verwendet, so schreibt er wesentlich die Sprache seiner Heimat Utzenstorf. Davon ist keine Rede, daß er naturalistische Sprachstudien anstellte, um einen reinen Dialekt zu schreiben. Er gewinnt seine unvergleichlichen Gestalten nicht durch Belauschung und Nachzeichnung, sondern schuf sie aus der Fülle geistiger Anschauung, aus unmittelbarer Naturkenntnis.

Utzenstorf liegt am Unterlauf der Emme, zwischen den solothurnischen Bezirken Bucheggberg und Wasseramt, auf bernischer Seite schon an den Oberaargau angrenzend. Ein konsequenter Zug seiner Mundart ist die adverbiale Negation *nit*, die solothurnisch zu sein scheint, da das übrige bernische Unterland *nid* hat. Auffällig ist allerdings, daß Gotthelf auch in rein stadtberndeutschen Stücken nie anders als *nit* schreibt.* Auf phonetische Schrift legt er nicht viel Gewicht. Als Utzenstörfer müßte Gotthelf allerdings für altes *â* ein *ô* schreiben. Im allgemeinen bleibt er aber bei der *â*-Form, weil er doch auch das Bestreben hat, das Schriftbild seiner mundartlichen Texte nicht allzuweit von der gewohnten Schriftform zu entfernen. Wie er ja auch ziemlich konsequent das im Bernischen überoffene germanische *ë* als *e* und nicht als *ä* schreibt (*gern, fern, lebe*). Nur dem deutlich auf Utzenstörfer Milieu hinweisenden „Anne Bäbi Jowäger“ sollen einige häufige Wörter wie *joo, doo, goo* etwas Lokalkolorit verleihen. Gotthelf selber hat sicher nicht *ô* gesprochen, das heißt er hatte das als bäurisch geltende *ô* in städtischer Umgebung abgelegt.

Ein Unterschied zwischen dem Utzenstölfischen Gotthelfs und dem Oberemmentalischen von Lützelflüh liegt in der Flexion des prädikativen Adjektivs. Diese ist bei Gotthelf noch ziemlich lebendig, aber nicht dermaßen gebräuchlich wie in der Sprache eines Simon Gfeller, Karl Grunder, Hermann Hutmacher. Für Gotthelf galt die Einschränkung, daß Beugung nach pluralischem Subjekt so gut wie nie mehr vorkommt. Es gibt nur etwa zwei Belege eines neutralen pluralischen Prädikativs auf *-i*. Im Singular ist die flektierte weibliche Form schon selten. Nach weiblichen Personenbezeichnungen folgt die neutrale Form des Prädikativs (*I bi toubs*) und schon recht häufig die maskuline: *Si isch toube, volle gsy*. Der Verfall der Prädikativflexion kündigt sich an; im heutigen Oberaargauischen ist sie schon nahezu zum Verschwinden gekommen und im Solothurnischen nicht einmal in Resten nachweisbar. Daß die Mundart von Lützelflüh Gotthelf nicht völlig geläufig geworden ist, zeigen grammatische Fehler: Selten verwendet Gotthelf die oberemmentalischen obliquen Kasus von Eigennamen auf *-in* (Dat., Akk. Sing.: *Göttin, Ättin, Muetin, Eisin*). In seinen ersten Büchern

* Nach Henzen, „Schriftsprache und Mundart“, wäre aber *nit* altbernische Kanzleisprache, also nicht solothurnische. S. a. a. O. S. 113. — Wir finden es bei N. Manuel, bei Boner aber *nicht*.

macht er den Fehler, diese Form auch für den Nominativ zu verwenden: „Eisin hat mit Joggin verkünden lassen, und Eisin hat Joggin noch vor wenigen Tagen ausgeführt [verspottet, lächerlich gemacht].“ Werke II 212; öfter im „Geltstag“. In späteren Werken geht Gotthelf dieser Form aus dem Wege! Utzenstörfisch dürfte auch *echlei* bei Gotthelf sein, da dies Wort im Solothurnischen so lautet, während die Stadt Bern und das Emmental *echly* haben. In dem fem. Dativ *zweune* (*i zweune Stung*) handelt es sich aber nicht, wie Baumgartner meint, um ein Vordringen der mask. Form auf Kosten der femininen, da *zweue*, *zweune* die direkte Fortsetzung des mhd. Dativs für alle drei Geschlechter *zweien* ist; hier ist also die Form *zwoone* vielmehr eine Neuerung (Baumgartner, Stadtmundart, S. 50, Anm.). Von einem Formenzerfall beim Zahlwort ist bei Gotthelf noch keine Rede.

Daß sich Oberementalisches Gotthelfs Mundarttexten nicht selten beimenge, ist kaum zu bezweifeln und oben ja nachgewiesen worden, aber nicht in dem Maße, daß die Einheitlichkeit seiner Mundart bedroht wäre.

Dagegen schreibt Gotthelf, wenn er nicht gerade Landleute sprachlich charakterisieren will, das *Stadtbernische*, und natürlich das der Altberner. So etwa in seinen „Bernerszenen“ im „Neuen Bernerkalender“ (Werke XXIII 28 ff.; 160 ff.; 167 ff.) und im „Meitlikongreß auf dem Kasinoplatz“ (ebd. 307 ff.). Obgleich in diesen Szenen nur ländliche Dienstboten auftreten, so zeigen sie durchwegs den Ehrgeiz, es in allem ihren Herrschaften gleichzutun und sich sprachlich von den Landbewohnern zu distanzieren. Hier erscheint regelmäßig das damals offenbar als städtisch angesehene *nimme* (XXIII 163, 165, 168, 170 usw.) und *keine* für heute im allgemeinen übliches *kene*. Im „Meitlikongreß“ machen wir dann schon die Bekanntschaft jenes politischen Jargons, einer üblen Mischung von Mundart und Schriftdeutsch, die als „Großratsdeutsch“ berüchtigt ist. Selbstverständlich bedient sich Gotthelf dieser verballhornten Mundart in satirischer Absicht.

In ganz anderem Sinn läßt er selber sehr oft, ja meistens, und seit der Übertragung des Verlags seiner Werke an den Berliner Julius Springer in zunehmendem Maße, die Mundart in schriftdeutschem Lautgewand auftreten, indem er sich von der Rücksicht auf nichtschweizerische Leser und durch einen ständigen Druck seiner deutschen Verleger bestimmen läßt. Wie bereits be-

merkt, sind solche Partien für den Mundartforscher nicht verloren, indem die mundartlichen Formen, die Wortbedeutung und vor allem die Syntax in dieser halbmundartlichen Rede unangestastet bleiben. Das Schweiz. Idiotikon gebraucht solche halbmundartliche Texte unbedenklich und mit Recht als Belege für die berndeutsche Ausdrucksweise.

Mit der Behandlung seiner mundartlichen und halbmundartlichen Texte ist aber die Aufgabe der „Gotthelfgrammatik“ nicht erschöpft. Der größte Teil des gotthelfischen Schrifttums ist in deutscher Schriftsprache abgefaßt. Und wenn ihre Untersuchung der Gotthelf-Edition dienen soll, so müssen auch die Eigentümlichkeiten seiner Schriftsprache festgestellt werden, wenigstens insofern, als diese von der heute üblichen abweicht. So wenigstens hat es auch Hunziker mit seinem Postulat einer „Gotthelfgrammatik“ gemeint. Denn auch hier stellt sich das Problem des echt gotthelfischen Textes.

In Gotthelfs Schriftsprache treffen sich hauptsächlich drei neuhochdeutsche Sprachströme: Erstens die literarische deutsche Prosa aus der Wende des 18./19. Jahrhunderts, zweitens die schweizerische Urkunden- und Rechtssprache des 18. Jahrhunderts und drittens eine traditionelle Predigtsprache, die von einer ziemlich archaischen, in der Wortstellung noch an Notker erinnernden Kanzleisprache ausgeht.

Die Sprache unserer deutschen Klassiker hat auf Gotthelf offenbar nur einen geringen Einfluß ausgeübt, und belletristische Werke hat Gotthelf nur in der Studentenzeit gelesen als zweitrangige Romane, etwa solche der Johanna Schopenhauer und von Heinrich Zschokke. Später scheint ihn nur noch historische Literatur gefesselt zu haben, vor allem Johannes von Müllers Schweizergeschichte.

Weder Gotthelfs Schrifttum noch seine Biographie geben uns Anlaß, eine tiefere literarische Bildung bei ihm vorauszusetzen, wie das Walter Muschg in „Jeremias Gotthelf, die Geheimnisse des Erzählers“ (1936) noch tut. Wahrscheinlich können wir uns Gotthelfs literarische Kenntnisse und Interessen nicht primitiv genug vorstellen. Gotthelfs leidenschaftlicher Drang geht nach der Politik, nach einer Rolle in der Sozial- und Wirtschaftspolitik. Durch seine Aktivität auf dem Gebiete des Schul- und Armenwesens und mancher anderer Verwaltungszweige sucht er zunächst nach einem Alibi, das seine politische Begabung ins Licht setzen soll, und demselben Streben

dient schließlich auch seine Schriftstellerei. Daß es schließlich bei solchen zweckgerichteten Tendenzen bleiben sollte, daß der Schulreformer und der Schriftsteller nur der verhinderte Politiker Bitzius blieben, das ist es, was, trotz allen schriftstellerischen Erfolgen, den Kummer und die Enttäuschung seines Lebens ausmachte. Als jede Aussicht, in die Politik hinüberzuwechseln, entschwunden war, da bricht die große Verbitterung durch und lähmt mehr und mehr auch seine soziale und schulpolitische Tätigkeit und schädigt durch das Überhandnehmen negierender Tendenzen auch sein schriftstellerisches und dichterisches Vermögen. Das Wunder „Gotthelf“ besteht darin, daß ein verhindertes politisches Genie — denn das war er ursprünglich — einen großen Künstler erzeugte.

Kanzleimäßige Formen in Gotthelfs Sprache sind auf das Studium von Urkunden über Wald-, Weide- und Flurrechte und von volkswirtschaftlichen Schriften zurückzuführen, denen Gotthelf bekanntlich ein großes Interesse zuwendete, wie seine zahlreichen armenrechtlichen und volkswirtschaftlichen Abhandlungen und Polemiken im „Berner Volksfreund“, die erst unlängst entdeckt worden sind, beweisen.

Ein eher schwülstiges Pathos, das sich in seinen historischen Erzählungen breitmacht (weniger in „Kurt von Koppigen“), stammt aus seinem Predigtstil. Nicht bedeutend scheint aber der Einfluß der von ihm benutzten Piscatorbibel, in der Ausgabe von 1828, auf ihn eingewirkt zu haben.

All die zuletzt angeführten Elemente weisen Gotthelfs Schriftprosa mehr dem 18. als dem 19. Jahrhundert zu.

Splitter und Steine

„Sunlight“ ist eine bei uns seit langem bekannte Seifenmarke. Ausgesprochen wurde der englische Name (= Sonnenlicht) zu meiner Bubenzeit, als ich noch „posten“ ging, und auch heute wohl noch von vielen wie *Sunnlicht*. Peter Daleher, der Erforscher des englischen Einflusses auf unsere Umgangssprache, hat be-